



kanti sursee

# Einblicke

Zeitschrift der Kantonsschule Sursee

Februar 2007

Einblicke  
Zeitschrift der Kantonsschule Sursee  
Februar 2007

*1957*

Redaktion:  
Fabrizio Brentini  
Stefan Deeg

Fotos:  
Christian Siegenthaler S. 1  
Fabrizio Brentini S. 3, 4, 5  
Schülerinnen und Schüler  
der 5. Klasse S. 2, 7, 8, 11,  
13, 14, 15, 18, 20, 21, 22  
Hakim Ghezal S. 10  
Aus dem Internet S. 6, 17

Auflage:  
1200

Druck:  
schlüssel druck ag Sursee

Editorial	1
1957 an den Luzerner Mittelschulen	3
Der Sputnikschock	6
Kitteb und Meddeb	9
Das Blesshuhn im Magen des Hechtes	12
Musik hören in den 70er-Jahren	16
Colloquia familiaria	19
Und zum Schluss noch dies ...	22

## Der Jahrgang 1957 hat das Wort

Liebe Eltern, Schülerinnen und Schüler  
Geschätzte Leserschaft

Unsere Zeitschrift gibt Einblicke in die Facetten, Arbeitsweisen und Ergebnisse einzelner Fach- und Lernbereiche. Das Leben, Lehren, Lernen und Arbeiten an der Kanti steht im Fokus.

Diese Ausgabe wird aus einem speziellen Anlass hauptsächlich von einer Gruppe von Lehrerpersönlichkeiten unserer Schule gestaltet. Sie alle feiern im Jahr 2007 ihren 50. Geburtstag. In einer Art Standortbestimmung reflektieren sie über ihre Tätigkeit im Bildungsbereich und zeigen uns auf, was sich seit ihrer Schulzeit oder ihrem Eintritt in den Lehrberuf verändert hat. Fabrizio Brentini, der seit Anbeginn der «Einblicke» in deren Redaktion tätig ist, hat seine gleichaltrigen Mitstreiter eingeladen, zu diesem Anlass über ihr Wirken an der

Kantonsschule Sursee nachzudenken. Es ist deshalb eine Art «Jubiläumsnummer» entstanden, in der einige 1957er des Lehrerkollegiums der Kanti nicht über ihre Biografie, sondern über ihr zentrales gemeinsames Interesse sprechen – die Bildung.

Zuversichtlich stimmt dabei, dass die Beiträge mit aller Deutlichkeit zeigen, dass sich unsere Kollegen am Zenith ihres Schaffens offen für Neues zeigen und die nächste Dekade ihrer Lehrtätigkeit mit Optimismus und Schaffenskraft angehen. Wir sind dafür dankbar und gratulieren allen 1957ern recht herzlich.

Ich wünsche Ihnen bei der Lektüre unterhaltsame Ein- und Ausblicke.



Michel Hubli, Rektor KSS



## 2\_ Fotoserie



*Aurel Schmid*

### **Gegensätze**

In dieser Ausgabe finden Sie eingestreut fotografische Impressionen von Schülern und Schülerinnen der 5. Klasse. Die Arbeiten sind das Resultat eines längeren Projektes im Fach Bildnerisches Gestalten, das im Januar 2007 abgeschlossen wurde. Stefan Rösli, der in diesem Heft selber einen Beitrag beigesteuert hat, gab als Thema den Begriff «Gegensätze» vor. Zusammen mit ihm wählte ich einige Beispiele aus der eindrucklichen Sammlung aus, um die Artikel der 1957er mit einen aktuellen Ausschnitt aus der «Bildungsküche» zu konfrontieren – Gegensätze eben ...

*Fabrizio Brentini*

Im Staatsarchiv Luzern sind sämtliche Jahresberichte der Luzerner Mittelschulen fein säuberlich geordnet. Mein runder Geburtstag gab mir den Impuls, einen Blick in die Jahresberichte des Schuljahres 1956/57 zu werfen. Zunächst stellte ich fest, dass es damals nur vier Mittelschulen gab, nämlich Willisau, Sursee, Beromünster und Luzern, wobei nur letztere Maturitätsklassen führte. Man hatte drei Möglichkeiten, eine Matura zu erlangen, über die vierjährige Handelsschule (aufbauend auf drei Jahren Unterstufe), die siebenjährige Realschule mit Schwergewicht Mathematik und Französisch oder über den Königsweg mit dem sechsjährigen Gymnasium und dem zweijährigen Lyzeum. 1957 erlangten im ganzen Kanton Luzern (dabei selbstverständlich nicht eingerechnet die Studenten, die ausserkantonale Institute besuchten) je 17 das Maturitätszeugnis der Handelsschule bzw. der Realschule sowie 40 dasjenige des Lyzeums. Die überwiegende Mehrheit der Abschliessenden (und das gilt auch für alle übrigen Klassen) war männlich – von den 74 Erfolgreichen waren lediglich 7 weiblich! Für uns unge-

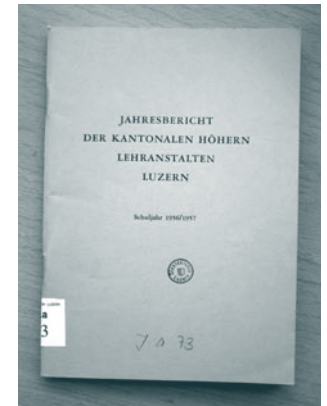
wohnt war die damalige Usanz, bei den Maturi und Maturae das gewählte Studium zu nennen. Einige Studienrichtungen hatten noch regen Zulauf, etwa das Theologiestudium, das von nicht weniger als zehn Personen gewählt wurde.

## 1957 an den Luzerner Mittelschulen

*Eine Analyse der Jahresberichte des Schuljahres 1956/57*

Die Klassen waren wesentlich grösser als heute. An der Kantonsschule Luzern wiesen die Listen der unteren Klassen bis zu 40 Namen auf. Glück hatten nur diejenigen, die von der zunehmenden Aufspaltung der Jahrgänge in mehreren Klassen, was damals im Fachjargon «Parallelisierung» genannt wurde, profitieren konnten. Erst auf Stufe Lyzeum nahm die Zahl der (Schülerinnen und) Schüler deutlich ab.

Der Jahresbericht der Kantonsschule Luzern enthält eine genaue Wochenstundentafel für alle Bereiche. Daraus sollen einige aus unserer Warte erstaunliche Zahlen



#### 4. Jahresbericht 1956/57

herausgepickt werden. Das achtjährige Gymnasium mit Lyzeum hatte als Verpflichtung insgesamt 14 Wochenstunden Religionsunterricht, 8 Stunden Philosophie, 43 Stunden Latein, 25 Stunden Griechisch, 34 Stunden Deutsch und 23 Stunden Französisch. Englisch konnte durch Italienisch ausgetauscht werden und war mit lediglich 17 Stunden dotiert. Naturwissenschaftliche Fächer fristeten gleichsam ein Mauerblümchendasein: Mathematik mit 27, Naturgeschichte mit 10, Physik mit 6 und Chemie mit 4 Wochenstunden. Mathematik und Naturwissenschaft wurden an der Realschule gelehrt, die aber vor dem Sputnikschock gegenüber dem Gymnasium eine klar minderwertigere Stellung innehatte.

Im Gegensatz zu den heutigen Jahresberichten veröffentlichten die damaligen nebst langatmigen Listen auch die Lehrpläne der einzelnen Fächer. Diese beanspruchen im Jahresbericht der Kantonschule Luzern nicht weniger als 30 von insgesamt 84 Seiten. Man kann sich bei der Durchsicht der einzelnen Themen samt Methoden eines Schmunzeln nicht erwehren:

| Deutsch 1. Klasse: Grammatik nach Lüscher-Bürgi. Nomen, Verbum, Syntax des einfachen Satzes. Lektüre aus Gadientsinger, Deutsches Lesebuch für Schweizer Mittelschulen. Orthographische Übungen. Memorienübungen. Aufsätze. Briefe.

| Geografie 3. Klasse: Länderkunde von Europa nach Diktat und nach Hotz-Vosseler.

| Französisch 3. Klasse: Otto Müller, Parlons français, bis Lektion 55. Die wichtigsten regelmässigen und unregelmässigen Verben nach L. Delahaye. Häufige schriftliche Arbeiten.

| Stenografie 3. Klasse: Vollständiger Kurs im Einigungssystem von Stolze-Schrey nach dem Lehrbuch von Riethmann und Sturm. Lektüre: Hebels Erzählungen.

| Buchhaltung 5. Klasse: Die Grundlagen der doppelten Buchhaltung. Inventar und Bilanz; die wichtigsten Konten; der Abschluss. Behandlung von Beispielen. Nach Manuskript und Hostettler, Wir erfinden die doppelte Buchhaltung.

| Religionsphilosophie Lyzeum II: Die Lehre von der Kirche, dargestellt aus den Parabeln der Evangelien und der



Enzyklika «Corporis Christi mystici». Die christliche Ehe nach der Enzyklika «Casti Connubii». Die christliche Staats- und Gesellschaftslehre an Hand der Enzyklika «Quadrogesimo anno». Ausgewählte Fragen der katholischen Moral.

1 In Sursee wurde sogar Kalligrafie unterrichtet mit folgendem «Lehrstoff» für die 2. Klasse: Übungen zur Frakturschrift nach method. Vorlagen. Die Ato-Gotika (Zierschrift) nach Vorlagen.

In der Chronik von Luzern kommen natürlich auch die Ereignisse in Ungarn zur Sprache. Ein längeres Zitat aus dem damaligen Jahresbericht dokumentiert die Erschütterung in der Schweiz. Die Nachwirkungen sind auch nach 50 Jahren noch spürbar, wie der an unserer Schule begangene Gedenktag im November 2006 beweist: «Mitte in einer Zeit trügerischen Geredes von einer friedlichen Koexistenz unvereinbarer Weltanschauungen und sozialer Systeme türmten sich drohende, düstere Gewitterwolken. Unheimliches Wetterleuchten und grollender Donner kündeten im vergange-

nen Herbst den kommenden Sturm an. Mit Urgewalt und Todesverachtung drängten geknechtete Völker Osteuropas aus der unerträglichen Finsternis der Knechtschaft ans Licht der Freiheit. Verwirrt und aufgeschreckt erlebten wir freie Menschen des Westens, wie sich bei einem geknebelten Volke die Sehnsucht nach Freiheit und Gewalt Bahn brach. Voll Bewunderung und mit bangem, aber hoffendem Herzen verfolgten wir im November den heroischen Kampf der Ungarn. Ein Volk, in dem wir den zündenden Funken der Freiheit und das Wissen um ein besseres, menschenwürdigeres Dasein kaum noch vermuteten, gab uns ein leuchtendes Beispiel. Sein Kampf wirkt wie ein Mahnruf an uns alle, uns mit mehr Überzeugung für die Errungenschaften westlicher Kultur einzusetzen und jene Ideale hochzuhalten, welche je und je gesundem Schweizergeist und Schweizersinn entspringen.»

*Fabrizio Brentini*



Helldunkler Abend. Orange strahlende Glut eines vor meinem Haus angezündeten Feuers schleudert Funken in die Luft, die mich den Kopf der Dunkelheit entgegen nach hinten fallen lassen. Ihnen nachzugehen, dahin, wo unendliche Weite ist, nach der ich zeitlebens suchte. Lege ein weiteres Holzstück in die Flammen. Auch es

## *Der Sputnikschock*

*Der Start des ersten Satelliten und die Folgen für die Bildung*

*Als Beat Häusler geboren wurde – das war 1957 –, erschreckte der Start des sowjetischen Satelliten Sputnik die westliche Welt. Und plötzlich begann man zu investieren ... in die Bildung. Beat Häusler, der an unserer Schule Geschichte und Deutsch unterrichtet, umkreist in seinem Essay den Begriff, der vor 50 Jahren für etwas stand, das rotierte und rotieren liess.*

sprüht meinen Erwartungen entsprechend letzte Lebendigkeit und tiefe Ruhe zugleich. Und wie ich diesen hinaufgeschleuderten und jetzt verglühenden Lichtern mit meinen Augen nachfolge, fällt mir ein, dass vor fünfzig Jahren ein anderes Aufleuchten der Menschheit unerwartet existenzielle und ihr sie beinahe vernichtende Probleme brachte. Damals war der Krieg «kalt», West und Ost feindlich geteilt. USA versus UdSSR, Kapitalismus und Kommunismus provozierten sich. Wem es gelang, seine «Führungsposition» durchzusetzen, dem und seiner Ideologie stand der «moralische Sieg» über den andern zu.

Die UdSSR hatte am 4. Oktober 1957 erfolgreich einen Satelliten vom Weltraumbahnhof Baikonur ins Weltall geschickt: den Sputnik, den «Begleiter» und «Weggefährten»! Kugelförmig, 58 Zentimeter im Durchmesser, knapp 84 Kilogramm schwer und mit einem Funksender ausgestattet strahlte er während 21 Tagen Kurzwellen aus. Seine piepsenden Signale konnten in aller Welt empfangen werden. Die Erkenntnis, dass die Sowjetunion zum Start des ersten künstlichen Satelliten in der Lage war, löste nicht nur in Europa ein immenses Bedrohungsgefühl aus. Sputnik machte schlagartig klar, dass die USA der einst mit Interkontinentalraketen von der Sowjetunion aus erreichbar sein würden. Dieser «Sputnik-Schock» führte nebst anderem zu Umstrukturierungen und verstärkten Anstrengungen im Bildungsbereich der westlichen Industrienationen, auch der Schweiz. Denn diese technologische Leistung stellte den bis dahin sicher geglaubten Überlegenheitsanspruch des Westens in Frage. Ursachen des westlichen «Nachhinkens» wurden vor allem im Bildungssystem gefunden. In der Folge wurden in den USA umfangreiche Förderprogramme zur wissenschaftlich-techni-



schen Entwicklung finanziert. Und in der Schweiz fühlten sich junge Gymnasiasten herausgefordert, Mathematik und Physik zu studieren. Das kantonale Stipendienwesen zeigte sich gegenüber Studierenden naturwissenschaftlicher Fächer plötzlich durchwegs sehr offen.

Und die Sowjets legten nach: Juri A. Gagarin gelang am 12. April 1961 der erste Flug ins Weltall. Zurückgekehrt meinte er, dass es Gott nicht gäbe, er habe ihn im Weltall nicht gesehen. Sieben Jahre später kam er bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Wen oder was erkannte er wohl nun?

John F. Kennedy würdigte die Leistung der UdSSR, provozierte den USA-Kongress sechs Wochen später am 25. Mai 1961: «... [Wir] anerkennen den Vorsprung, den die Sowjets dank ihrer schweren Raketen erzielt haben ... Dass wir eines Tages die Ersten sein werden, können wir zwar nicht garantieren, wohl aber, dass jedes Zögern ... uns zu Verlierern macht ... Ich ersuche daher den Kongress, die früher für Raumforschung verlangten Kredite ... zu gewähren, die für die Verwirklichung der ... nationalen Ziele erforderlich sind: Erstens

glaube ich, dass unser Land sich das Ziel setzen sollte, vor Ende dieses Jahrzehntes einen Menschen auf dem Mond landen zu lassen und ihn sicher wieder auf die Erde zurückzubringen.» Die NASA wurde gegründet. John F. Kennedy war seit Jahren tot. Da betrat am 21. Juli 1969 Neil Armstrong den Mond und erkannte einen kleinen Schritt für sich zu tun, aber einen gigantischen für die Menschheit.

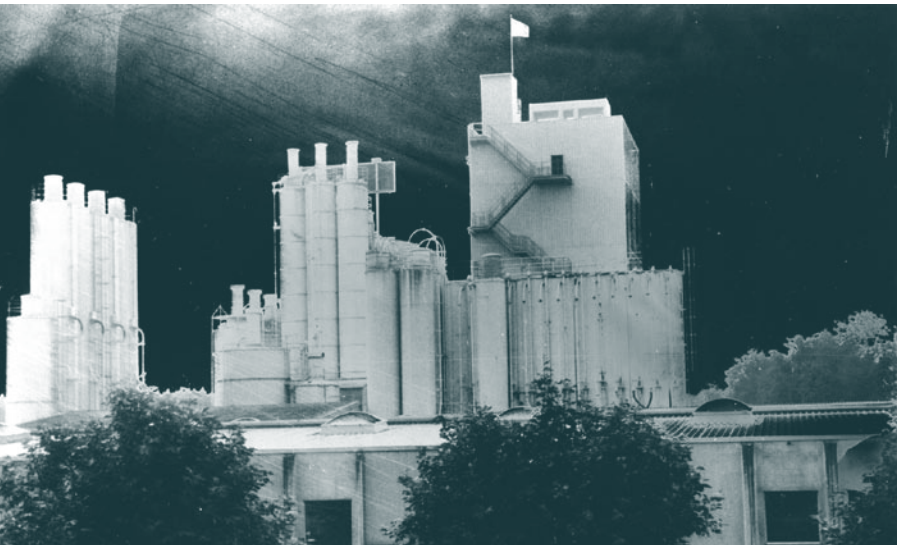
Damals war ich ein kleiner Knabe, der sich jeden 6. Dezember vor dem Sankt Nikolaus fürchtete, nicht begriff, warum dieser rot eingekleidete Mann so sehr um meine Mängel wusste. Auch ein ängstlicher Knabe, der während des Jahres ab und zu die Hand seiner Mama suchen musste, wenn seine Welt für ihn zu viel wurde. Damals erkannte ich nicht, dass ich mich hätte sorgen müssen. Konnte meine Kindheit leben, Schmetterlinge bestaunen und ihnen allen einen Namen geben: «Franca», «Franziska», «Elvira». «Schmetterlinge müssen immer auf ‚a‘ enden,» formulierte ich gegenüber meinem ältern Bruder selbstbewusst, der mich kaum zu verstehen schien. Sie, die so weich ihre Flügel eigentlich nur für mich bewegten. Und wie der Flügel-



*Sabina Albisser, Priska Mattmann*

## 8\_ *Sputnikschock*

staub meiner geliebten Schwärmer immer nach oben flog, wenn sie die Blüten verliessen. In jeder Begegnung schienen sie bereitwillig etwas von sich zurückzulassen. Damals war ich Kind und ausserhalb mir eine Welt, die weder Schmetterlingsnamen kannte noch suchte. Aber während jeder Minute begriff, sich kompromisslos ver-



*Eliane Müller/Tabhita Burkart*

nichten zu können. Denn der Krieg war «kalt», damals. Erkennen konnte ich dies nicht – ein unendlicher Segen. Ohne mein Wissen wurden mir Schulen und Bildungs-

wege neu definiert, Lehrpläne angepasst, über die ich während der Kantizeit immer lästerte. Aber dies macht den Kantischüler aus und so wertvoll. Lege ein weiteres Holzstück ins Feuer. Es wird Funken sprühen, ich weiss es. Und mich die Geschichte vergessen lassen. «Kalter Krieg», wenn glühende Gluten hochfliegen? Was soll diese Bezeichnung, der Himmel bleibt doch ewig unberührt.

«Weltgeschichte findet auch in diesem Moment statt. Aber bloss dies, was ich leben und mir erdenken kann, macht meine kleine Geschichte in ihr und für mich aus.» Fülle bei diesem Gedanken mein Glas mit einem weitem Bierchen, zünde mir eine Havanna an und lasse mich rauchumhüllt in die Alltäglichkeit zurücksinken. Unerwartet der Gedankenblitz, dass mir zwar zu verstehen und erkennen absolut wichtig ist. Aber nichts zu wissen und zu begreifen in manchen Momenten auch Gnade sein kann, mir vor Jahrzehnten gar unerkannten Frieden bot. Damals, als der Krieg mir verschlossen «kalt» war. Und ich ab und zu die Hand meiner Mama suchen konnte.

*Beat Häusler*

Vor einem halben Jahrhundert hat Tunesien die Unabhängigkeit von Frankreich erlangt. Der damalige Präsident Habib Bourguiba hatte schnell realisiert, dass ein Land ohne Rohstoffe seine Chance nur in der Bildung der einheimischen Bevölkerung suchen musste. Er war weltoffen und pro westlich. Die Frauen emanzipierten sich, die allgemeine Schulpflicht wurde eingeführt. Heute gehört Tunesien zu den ersten unter den arabischen Ländern, in denen Frauen und Männer gleichberechtigt sind. Der Analphabetismus unter den Personen, die jünger als fünfzig sind, ist praktisch inexistent. Später verlassen Primar- und Gymnasiallehrer das Land, um in Saudi Arabien, Kuwait oder Algerien zu unterrichten.

Vor fünfzig Jahren hatte eine tunesische Familie fünf bis zehn Kinder. Es gab keine Verhütungsmittel. Die meisten Leute lebten in grosser Armut. Vor der Primarschule besuchten die Kinder die Koranschule, genannt «Kitteb», die in allen Quartieren vorhanden war und vom «Meddeb» geleitet wurde. Er war eine Respektperson, die den Koran auswendig kannte. Die Kinder bekamen dort eine rechteckige Holzplatte, auf der sie die Koransuren mit Tinte schrieben,

um sie später auswendig zu lernen. Wollte man die Suren löschen, reinigte man die Holzplatte mit Ton. In diesen Häusern lernten die Kinder Schreiben und Lesen. Auf die Bedeutung der Suren des Korans wurde nicht eingegangen. Man las die Suren laut und so oft, bis man sie auswendig konnte. Für die Arbeit des Meddebs

gab es keine feste Entschädigung. Am Wochenende brachten ihm die Kinder Geld mit. Der Meddeb bekam von den Reichen mehr als von den Armen. Arme Familien ohne Einkommen bezahlten sogar mit Eiern. Die Meddebs konnten von diesem bescheidenen Einkommen nicht leben. Sie bildeten kleine Gruppen und gingen zu den Leuten, um den Koran bei Beerdigungen, Eheschliessungen, Einzügen in neue Häuser oder bei Gottesdiensten für Verstorbene zu rezitieren. Sie bekamen dort das tunesische Nationalgericht «Couscous» mit Lammfleisch sowie ein wenig Geld. Heute gibt es keine Koranschulen mehr. Familien haben in der Regel zwei Kinder. Meistens

## Kitteb und Meddeb

*Das Schulsystem in Tunesien – vor 50 Jahren und heute*

*Der Text stammt von unserem Mathematiklehrer Hakim Ghezal, der vor 50 Jahren in Tunesien zur Welt kam. In seinem eindrücklichen Bericht blickt er zurück und schildert die gewaltige Entwicklung im Bildungssystem, die seine Heimat innerhalb von wenigen Jahrzehnten erlebt hat.*

## 10\_ Schulsystem Tunesien



*Das Gymnasium «Ali Bourguiba» in Kalaa Kebira, das Hakim Ghezal von 1969 bis 1977 besuchte*

arbeiten beide Eltern. Sie bringen ihre Kinder zum Kindergarten, wo diese spielen, singen und zeichnen. Nach dem Kitteb konnte man mit sechs Jahren in die Primarschule gehen. Sie dauerte sechs Jahre. Die Unterrichtssprachen sind Arabisch und Französisch. Früher startete man mit beiden Sprachen in der ersten Klasse. In der Hälfte der Zeit wurden die Kinder in Arabisch und in der anderen Hälfte in Französisch unterrichtet. Weil das Land keine eigenen Lehrer hatte, wurde Französisch von französischen Lehrpersonen unterrichtet. Heute sind alle Lehrpersonen einheimisch und das Fach Französisch beginnt erst in der dritten Klasse.

Nach einer Aufnahmeprüfung kam man ins Gymnasium (Lycée). Wollte man die Matura (Baccalauréat) machen, musste man während sieben Jahren die Schulbank drücken. Am Gymnasium wurden folgende Fächer unterrichtet: Arabisch, Französisch, Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte, Geographie, Physik, Chemie, Turnen, Zeichnen, Benehmen im Islam, Benehmen in der Gesellschaft, später kamen die Fächer Philosophie, technisches Zeichnen und Englisch dazu. Die Fächernoten waren

gewichtet und dieses System ist bis heute unverändert geblieben. Nach der dritten Klasse (in Tunesien heisst sie die neunte Klasse) gab es eine Spezialisierung in Richtung Literatur, Mathematik, Wirtschaft, Naturwissenschaft oder Technik. Die letzten 4 Jahre sind von 1 bis 4 nummeriert. Die 4. Klasse entspricht der Maturaklasse in der Schweiz. Heute gibt es keine Aufnahmeprüfung für die Sekundarschule oder für das Gymnasium, das heisst jede Person in Tunesien hat in ihrem Leben mindestens für 9 Jahre die Schule besucht. Das Fach Mathematik wird in den ersten 9 Jahren in Arabisch und in den letzten 4 Jahren in Französisch unterrichtet. Dieser Sprachwechsel bereitet den Lernenden grosse Probleme. Sie müssen in kurzer Zeit viele technische mathematische Begriffe auf Französisch lernen. Das Schulniveau ist mit dem schweizerischen Schulniveau vergleichbar. Man unterrichtet mehr oder weniger die gleichen Themen. Früher hatte nur das älteste Kind bei der Vorbereitung von Hausaufgaben Probleme zu Hause. Weil seine Eltern meistens Analphabeten waren, konnte es keine Hilfe bekommen.

Die anderen Kinder hatten keine Probleme, sie konnten sich gegenseitig helfen.

Heute, fünfzig Jahre später, schicken alle Eltern ihre Kinder nach der Schule zur Nachhilfestunde in Fächern wie Mathematik, Physik oder Französisch. Die Lehrpersonen erteilen den Lernenden meistens zu Hause die Nachhilfe. Da die Gymnasiallehrpersonen etwa 500 Franken monatlich verdienen, dient die Nachhilfe zur Verbesserung des Lohnes. Manchmal bekommen diese Lehrpersonen mehr Geld von den Eltern als vom Staat. Die Klassen-grösse beträgt in der Regel 30 Schülerinnen und Schüler und die Infrastruktur der Schulen ist unbefriedigend. Die schwachen Schüler werden vor Sommerferienbeginn von den Lehrpersonen unterstützt. In allen Gymnasien in Tunesien gibt es den Beruf «Surveillant». Diese Person ist ein Aufseher. Sie schaut für Ruhe und Ordnung in den Pausen, so dass keine Gewalt oder Vandalismus in der Schule vorkommen. Während des Unterrichts sind das Schulareal und die Gänge leer. Die Schülerinnen und Schüler müssen auch in den Zwischenstunden ausserhalb der Schule auf die

nächste Lektion warten. Beim Schuleingang ist ein Wächter ständig anwesend. Zum Glück kann die Kanti Sursee auf ein solches «Amt» verzichten!

*Hakim Ghezal*



## 12\_Erinnerungen

# Das Blesshuhn im Magen des Hechtes

*Erinnerungen an meine Kantizeit*

*Der folgende Text ist ein Ausschnitt aus einer Lesung, die Stefan Rösli anlässlich eines Kulturabends im Lions Club Sursee gehalten hat. Rösli, geboren 1957, unterrichtet heute an unserer Schule Bildnerisches Gestalten.*

Meine Noten und meine mittelmässige Intelligenz reichten aus, diese höhere Schule zu besuchen. Meine beiden älteren Brüder, mein Vater, ein Grossteil meiner Onkel, alle waren sie einmal da. Die Onkel sah ich zuweilen noch auf alten Fotos. Sie trugen diese grünen Studentenmützen. Man wurde bestraft, wenn das grüne Käppi mit

dem weiss-roten Band auf dem Schulweg fehlte. Ich ging also in die Kanti, roch die Luft in diesen alten, ehrwürdigen Räumen des St.-Georg-Schulhauses, eines grossen und edlen Baus aus dem Jahre 1903. Das Gemäuer schien noch vom Schulschweiss und Lerneifer meiner Vorfahren getränkt zu sein. Und dann die ersten Lektionen bei all diesen legendären Professoren, über die unglaubliche Geschichten kursierten, Anekdoten über deren Ticks und Boshaflichkeiten. Alle hatten sie Übernamen und diese wurden von den Bestandenen, den Eingeweihten stets mit bekennerhaftem

Beiton ausgesprochen, als ob sie alle Ursache einer Art Initiation oder Läuterung gewesen seien. Von zwei Lehrern möchte ich Ihnen erzählen.

B., der Biologielehrer stammte aus Vitznau; er war ein talentierter, aber unbemittelter Bauernsohn gewesen. Ein Kloster bezahlte ihm die Ausbildung während seiner Gymnasialzeit. Studieren war ein Privileg, zu lernen hatte man mit Ernsthaftigkeit und Gottesfurcht. Leider fehlte es mir an dieser Tugend und Seriosität. Wir hatten gerade den ersten Satz ins Reinheft geschrieben: «Die Zoologie ist die Lehre von den Tieren, ihrem Bau und Leben», als er die beiden Wandtafel Flügel öffnete. Dahinter offenbarte sich eine handgezeichnete Kreatur. Was ich sah, war ein genmanipulierter Mutant aus Chamäleon und Eichhörnchen. Eine Hauskatze sollte das sein! Ich grölte laut. Durch Augenwasser hindurch sah ich die fuchtelnden Bewegungen des Mannes in der weissen Schürze, seinen Mund, der sich zornig öffnete und schloss, doch seine Gebärdesprache und sein Gekreisch hatten keine Aussichten gegen meinen heiteren Anfall. «Resli, wenn dä zum Feischter uisafleisch, lachisch dä oi nimmä», schrie er.

Bei der nächsten Lektion machte er eine Heftkontrolle. Er betrachtete meine gemalte Katze und nickte mir anerkennend zu. Ich war rehabilitiert. Zu Beginn der Stunde hatte man bei B. zu stehen. Aus dem Vorbereitungsraum hinten, wo ausgestopfte Tiere mit verstaubtem Fell und leblosen Glasaugen vegetierten, wo der Magen eines Hechtes im Formalin schwappte, die fasrige Organwand durchlöchert vom Schnabel und von den Flossen des einverleibten Blessuhns, und wo ein echtes menschliches Skelett klapprig an einer Eisenstange hing, aus diesem Gruselkabinett trat er in den Schulraum und flüsterte sacht in die allgemeine Ruhe (niemand wagte mehr zu lachen): «Sitzen!» Dann wurde der Stoff der letzten Lektion abgefragt, und es galt genau darauf zu achten, dass man haarscharf die Sätze brauchte, die im Heft, im Buch oder in B's Kopf standen. Ansonsten winkte er enerviert ab, und man hatte seine Chance vertan. Der Nächste wurde abgefragt, und man war einer schlechten Zensur sicher. B. war nicht zimperlich, wenn es darum ging, jemandem zu zeigen, dass er hier an dieser höheren Schule fehl am Platz war. So liess er etwa bemerken, wenn

er eine schlechte Prüfung auf das Pult eines Schülers korrigiert zurückwarf: «Öppe go ne Steu sueche!» Einer von jenen, die nach B's Meinung sich hätten nach einer Berufslehre umschauchen müssen, wurde später Direktor der Hochschule St. Gallen. Sein Unterricht war stets gut vorbereitet und basierte auf einem Noten- und Abfrageterror, Demütigungen, Hinauswürfen. B. war im Innersten ängstlich und hochsensibel. Er hatte die grösste Angst, in seinem Unterricht könnte es überborden oder er würde nicht ernst genommen, und so versuchte er jede aufkeimende Frivolität im Keim zu ersticken. Dieser pedantische und bis ins Detail durchorganisierte Unterricht, diese Methode der ständigen Repression hatte auch seine Vorteile. Wir lernten viel. Ich bin ihm heute dankbar und habe ihm seine wohl ungewollt diskriminierende Pädagogik verziehen.

Lehrer «Schwäfü» war durch und durch Gelehrter, ein Universalgenie, wie nach Leonardo da Vinci, Goethe oder Paracelsus kaum mehr eines existierte. Schwäfü wusste das. «Es gibt nur zwei gute Mathematiker in der Schweiz, der andere wohnt in Basel», pflegte er zu sagen, und wir

*Jonas Schmid, David Schärli*

## 14\_Erinnerungen



Lukas Willimann, Jonas Trüssel

glaubten ihm. Schon die erste Mathematikprüfung bei ihm bewies uns, dass wir geistige Embryos waren. Der Notendurchschnitt der Klasse betrug ungefähr 0,35. Dies zeigte uns, dass wir noch überhaupt nichts konnten, aber mit ungeheurem Fleiss und einem Genie als Lehrer ein paar Stufen in diesem elfenbeinernen Turm aufsteigen konnten. Schon die nächsten Zensuren fielen wesentlich besser aus und stärkten das Vertrauen in diesen Lehrer. Schwäfu machte uns klar, dass wir Auserwählte waren, die Einblick in die heiligen Wissenschaften erhielten. So hiess er uns, sobald wir eine neue Formel erlernten (etwa: «Ein Binom im Quadrat ist gleich der Summe aller Glieder im Quadrat, vermehrt oder vermindert durch das doppelte Produkt.») im Klassenglobo aufstehen und im Chor sprechen: «Wir danken unseren Vorfahren!» Der Unterricht war durchorganisiert wie eine Rekrutenschule. Vor der Zimmertür hatten wir in Zweierkolonnen anzustehen, bis sich nach der Schulglocke die Tür öffnete. Eine kreideverschmierte Hand im weissen Kittelärmel erschien und

winkte uns hinein. Zu Schulbeginn wurde gebetet, das Vaterunser auf Französisch: «Notre père qui est aux cieux.» Nach dem Gebet meinte der Professor: «Seht, ich helfe meinen Sprachkollegen!» Dies waren meine ersten Erfahrungen im fächerübergreifenden Unterricht. Danach kam der «Aufgabenansager», welcher sein Amt das ganze Schuljahr über behielt: «Herr Professor, auf heute durften wir die Aufgaben 13a,b Seite 43 machen!» «Gut schön, jawohl», quittierte dieser die Meldung. Der Aufgabenansager machte zu Beginn des Jahres den Fehler, dass er den gleichen Satz, aber mit dem Verb «mussten» statt «durften» benutzte. Er wurde arg zusammengestaucht. «Nichts musstet ihr, ihr seid freiwillig hier, ihr durftet diese Aufgaben machen, ihr wollt etwas lernen.» Im Unterricht des Professors wurden noch weitere Ämter vergeben. Da gab es einen Kalendermann, der am Kalender an der Zimmerwand die nicht mehr aktuellen Blätter abreißen musste, es gab den Tafelwischer und den Zeitansager, der fünf Minuten vor Lektionsschluss mit den Worten: «Herr Professor, es ist Zeit!» auf die vorgerückte Stunde aufmerksam machen musste. Meist war dies noch kein Anlass für Schwäfu die



Erklärungen über die Parabel zu beenden, worauf der Zeitmanager erneut eingreifen musste und meldete: «Herr Professor, es ist Hochzeit!» Dieser dozierte eifrig weiter. Erst auf das Kommando «Herr Professor, es ist höchste Zeit!» wurde der Unterricht beendet, wurden schnell noch die Hausaufgaben für die nächste Lektion verordnet. Längst war der Schulgong jeweils verhallt, wenn wir das rauchende Mathematik-Zimmer verliessen. Jeder Schüler hatte bei Schwäfu eine Notenummer. Ich war Noten-Nr. 26. «Ist die Null eine grosse Zahl?, sage mir das Noten-Nr. 15!» «Nein, nein, die Null ist eine riesengrosse Zahl. Sie ist die höchste aller negativen Zahlen, und es gibt unendlich viele negative Zahlen.» Der Professor hatte seine besonderen Methode uns die Schönheit der Mathematik näher zu bringen. Besonders anschaulich erklärte er uns die Kurve der  $y = x \text{ hoch } 3$  Hyperbel, in dem er sie mit der Physiognomie eines Frauenkörpers verglich. «Luegid, es Meitschibei, es Wiiberfödle.»

Leider war ich ein schlechter Mathematikschüler. Rund um dieses Knobeln, Schritt-für-Schritt-Denken stellte ich mir oft zusätzliche geistige Aufgaben, die nicht da-

zugehörten. Die Mathematik verwirrte mich. Ob den schönen Lösungen war ich meist enttäuscht. Das ist inzwischen anders und die herrlichen Gesetzmässigkeiten, zum Beispiel eines Satzes von Pythagoras, können mich zu Freudentränen rühren.

*Stefan Rösli*



*David Villiger, Flavio Steiger*

Kanti heute: «Hey, kennst du den neuen Song von Robbie Williams?» – «Nein, lass mal hören!» – und schon wandert der MP3- oder der (schon beinahe verschwundene) MiniDisc-Player zum Kollegen, damit dieser den Song hören und seine Meinung dazu abgeben kann. Ein völlig normaler Vorgang! Aber war dies schon immer so?

## Musik hören in den 70er-Jahren

*Als «MP3» noch eher etwas mit dem Geheimdienst zu tun hatte*

*Oliver Morach, Jahrgang 1957, ist an unserer Kanti zwar für die Fächer Deutsch und Französisch zuständig, doch sein Herz schlägt auch für die Musik. Mit Ausnahme der Informatik dürfte das Geschehen rund um die Musik um 1970 die einschneidendsten Veränderungen erfahren haben. Oliver Morachs Rückblende ist eine Schau in eine Zeit, als die Plattenspielnadel mehr kostete als heute ein iPod.*

Kanti 1973: «Was? Die neue Pink Floyd-LP (Langspielplatte) ist erschienen? Kannst du sie mir mal mitbringen, ich passe auch ganz bestimmt gut auf, damit es keine Kratzer gibt.» – «Ach weisst du, höre sie dir doch bei mir an, du hast so einen alten Plattenspieler mit abgenutzter Nadel, da nützt alles Aufpassen nichts. Und damit entfällt auch das Transportproblem, denn wie schnell ist so ne Scheibe zerbrochen!»

Na, wer kennt sich da noch aus? Wohl nur die Eltern der heutigen Schülerinnen und Schüler. Welcher Jugendliche kann

sich heute vorstellen, wieviel Mühe es bereitete, neue Stücke hören zu können. Erstens gab es kaum Kopiermöglichkeiten (ausser grosse, höchst anspruchsvolle und teure Spulentonbandgeräte) und zweitens war der Umgang mit Schallplatten heikel. Es bedurfte nur eines nachtsamen Aufsetzens der Nadel – und schon war es mit dem Hörgenuss vorbei: ein regelmässiges Tack-Tack beim Abspielen war die Folge. Dazu kam noch der Kostenfaktor: eine LP kostete in absoluten Zahlen beinahe mehr als heute eine CD (und das bei bedeutend höherer Kaufkraft), vom Preis einer neuen Plattenspieler-Nadel (die bei unsachgemässer Behandlung schnell ruiniert war) ganz zu schweigen. Sie konnte den Wert des ganzen Gerätes um einiges übersteigen (eine gute Nadel kam auf über 400 Franken!).

Doch das Abenteuerlichste waren die Versuche zu Musik zu kommen, ohne Platten kaufen zu müssen! Was heute mit einem schnellen «Copy» oder einem «Download» erledigt ist, war in den Siebzigern ein

Stressmoment sondergleichen: Man stelle sich vor, man sitzt in seinem Zimmer vor dem alten Röhrenradio mit eingebautem Plattenspieler.



Auf 20 Uhr ist eine interessante Jazz-Sendung angesagt, also die Gelegenheit, neue Stücke zu entdecken und aufzunehmen. Aufnahmen – aber wie, wenn es noch nicht mal einen Anschluss für ein Verbindungskabel gab! Zumindestens besass ich

schon ein Kassetten-Tonbandgerät, an dem ich ein Mikrofon anschliessen konnte. Aufnehmen war also möglich – aber nur bei absoluter Stille!! So musste also zuerst die ganze Familie informiert werden, dass während einer Stunde vor meinem Zimmer absolute Ruhe zu herrschen hatte (und etwa ja nicht die davor liegende Holzterasse benutzt werden durfte). Danach musste ich eine möglichst entspannte Haltung vor dem Radio einnehmen, damit ich nicht durch Eigengeräusche die Aufnahme verfehlte. Jetzt konnte es losgehen: das Stück wurde angesagt, also vorsichtig die Aufnahme- und Play-Taste gedrückt, dann das Mikrofon eingeschaltet und in der angespannten Hoffnung wartend, dass kein Geräusch in mein «Aufnahmestudio» drang, konnte ich das Stück mitverfolgen.

Wenn alles geklappt hatte, konnte man an einem weiteren Abend seine «Schätze» den interessierten Kollegen abspielen – und los ging die Diskussion, welcher Interpret wohl das Trompetensolo gespielt und welcher geniale Bassist wohl den Drive dazugegeben habe – denn eine Legende gab es ja nicht und der berühmten Jazz-Interpreten waren viele!



Zwei Geräte, die für das Musikhören in den 70er-Jahren unabhängig waren, der Plattenspieler und das Kassettengerät.

## 18\_Musik

Das Schönste waren jedoch die Aufnahmen, welche man mit dieser simplen Technik an Live-Konzerten selber machen konnte. Es brauchte ja nur eine kleine Tasche für das Tonbandgerät, das Mikrofon hielt man in Händen und los konnte es gehen. Man erweiterte seine Sammlung mit stim-

mungsgeladenen Live-Mitschnitten, bei denen manchmal das eigene Stampfen und Klatschen die Musiker beinahe übertönte – aber das Konzerterlebnis war auf diese Weise immer wieder nachvollziehbar. Dies ist heute ein undenkbares Szenario. Welcher Jugendliche käme auf die Idee, eine so dilettantische Aufnahme zu machen, kann man doch nach dem Konzert noch vor Ort die entsprechende CD zum Konzert gleich kaufen. Das eigene Erleben bleibt dabei allerdings auf der Strecke.

A propos Erleben: nebst meinem eigenen Bemühen in einer Jazz-Band gab es an meinem Wohnort noch mehrere Ensembles von Schülern und Jugendlichen in den verschiedensten Musikrichtungen – und man ging auch gegenseitig an die Konzerte, schliesslich waren die Freizeitangebote noch nicht so breit ausgelegt wie heute. Wenigstens dieses Element ist noch immer zu finden: Es freut mich enorm, wenn ich die Ensembles und Bands der Kanti Sursee sehen und hören kann. Diese Erkenntnis scheint weitergelebt zu haben: Die schönste Musik ist die selbst produzierte.



Jonas Schmid, David Schärli

Oliver Morach

Herbert Schweizer: Wenn ich versuche, mich an meine erste Begegnung mit so etwas wie Bildung im traditionellen, humanistischen Sinne zu erinnern, dann kommt mir mein erstes Griechischlehrbuch in den Sinn. «Sinn» muss man dabei wörtlich verstehen; ich erinnere mich nämlich noch genau, wie die druckfrischen Seiten rochen. Diese Erinnerung ist übrigens mit angenehmen Gefühlen verbunden. Das Buch hatte ich auch ausserhalb der eigentlichen Schulzeiten häufig bei mir. Wenn ich je so etwas wie Ehrgeiz besass, dann war er wohl am ehesten auf das schon in den frühen 1970er Jahren von vielen als sinnlos erachtete Unternehmen gerichtet, diese tote Sprache zu erlernen. Eine der Pointen dieser zeitaufwendigen Beschäftigung lag in der Erkenntnis, wie lustvoll man tote Sprachen zum Leben erwecken kann.

Nora Schweizer: Im Zusammenhang mit Bildung und den damit verbundenen Gefühlen fällt mir folgender Traum ein, der mich in der Nacht nach meiner zweiten Chemie-Vorlesung plagte. Ich habe nämlich geträumt, ich sei ein Molekül und müsse mich verbinden. Ich schwebe also so im Flur herum und viele andere Atome und

Moleküle sausen an mir vorbei, doch ich kann einfach keins erwischen, weil ich meine Elektronenkonfiguration nicht ganz erfasst habe. Lustvoll war dieses Erlebnis keinesfalls, eher so wie ich allgemein meine Gefühle in Bezug auf Bildung ausdrücken würde: endlos frustrierend. Der

## *Colloquia familiaria*

*Herbert Schweizer spricht mit seiner Tochter Nora über Bildung*

Frust liegt darin, dass man sich immer mit altem Wissen herumschlägt und immer so vielen anderen Wissenden hinterherhinkt. Denn die Erfahrung zeigt doch immer wieder, dass uns nur neue Dinge Lust bereiten. Und bei der Bildung ist es genauso, in Wahrheit gurkt sie uns doch alle an. Ist es nicht so, dass auch bei dir die Lust nicht im Griechischlernen an sich lag, sondern, weil du wusstest, dass sich niemand für diese Sprache interessiert, hast du eine Befriedigung darin gefunden, sie zu erlernen, weil du sie dann gewissermassen neu erfinden konntest? Selbst wenn man sich mit etwas derart Einfallsreichem auseinan-

*Herbert Schweizer, geboren 1957, unterrichtet Philosophie sowie Religionskunde und Ethik an unserer Kanti. Er führt mit seiner 20-jährigen Tochter, die letztes Jahr die Matura erlangte, ein E-Mail-Interview.*

## 20\_ Vater/Tochter



Michael Aebli

der setzt wie du damals, kann das nicht für immer so «lust»ig sein, weil man dann ja der Einzige ist, der sich selbst versteht. Aber du in deinem Fall hättest dich ja zum Beispiel mit den anderen Wenigen zusammen tun können, die auch gerne Griechisch lernten, und einen Club gründen, indem alle nur Griechisch sprechen dürfen. So kuul. Aber mit dieser Unschuldslust hast du dir doch etwas vorgemacht, denn sobald der Club zu gross geworden wäre, hätte es dich dann schon noch angeschissen mit allen Griechisch zu sprechen, weil es dann schon wieder alt (engl. out) gewesen wäre. Da wir nicht alle das Glück haben, Einstein zu sein, geht es bei der Bildung tatsächlich darum, den anderen Gescheiterten hinterherzuhinken und dabei seinen inneren Schweinehund zu überwinden und nicht darum, sich zum Lernen zurückzuziehen und sich einzubilden, Lust dabei zu empfinden. Ausser man empfindet wirklich Lust dabei. Aber wer will denn schon so ein Freak sein? Lug, ich will nicht über dich werten oder behaupten, dass du ein Freak bist. Aber ein Griechisch-Club ist doch echt doof, und einer, der alleine für sich Griechisch lernt und dabei noch Lust empfindet, einfach ein Freak.

Herbert Schweizer: Da du nicht werten und auch nichts behaupten willst, gibt es auch keinen Grund, gegen deine Schlussbemerkung etwas einzuwenden – auch wenn ich sie dann nicht so ganz verstehe. Und auch deiner Vermutung meine jugendlichen Motive betreffend kann ich nicht viel Begründetes entgegenhalten. Denn seit längerem habe ich mich im Verdacht, meine eigene Geschichte zu klittern. So nehmen wir einmal an, dass du – meinem damaligen Alter näher stehend – darüber besser Bescheid weisst. Zwei Bemerkungen scheinen mir aber dennoch angebracht: Altgriechisch haben wir nicht gelernt, um es zu sprechen. Und so ganz allein war ich gar nicht – wir waren eine kleine, uns gegenseitig anregende Gruppe und hatten vielfältige Interessen. Diskussionswürdiger ist, was du so nebenbei ansprichst. Die Metapher aus dem Sport hinkt vermutlich. Es kann hier – wo wir von Bildung in einem allgemeinen und umfassenden Sinne reden – gar nicht darum gehen, der Erste oder der Beste zu sein. Und in einem gewissen Sinn ist man dabei tatsächlich der Einzige. Oder wie es Peter Bieri ausdrückt: «Bildung ist etwas, das

Menschen mit sich und für sich machen: Man bildet sich. Ausbilden können uns andere, bilden kann sich jeder nur selbst. Das ist kein blosses Wortspiel. Sich zu bilden, ist tatsächlich etwas ganz anderes, als ausgebildet zu werden. Eine Ausbildung durchlaufen wir mit dem Ziel, etwas zu können. Wenn wir uns dagegen bilden, arbeiten wir daran, etwas zu werden – wir streben danach, auf eine bestimmte Art und Weise in der Welt zu sein.» (NZZ am Sonntag, 6. November 2005) Meine Begegnung mit Bildung beschränkt sich natürlich nicht auf die Literatur der Alten Griechen. Das war eher so etwas wie ein Eröffnungszug – um auch eine Metapher zu verwenden. Wichtiger wurden mir die Naturwissenschaften. Aber da hing bei mir immer alles zusammen, so dass ich mich nicht für ein einzelnes Fach entscheiden konnte. Und dafür bin ich unserem guten alten Gymnasium auch unendlich dankbar, es hat mich zu Bildung als einer Art Lebensform ge- oder – wenn du willst – verführt. Diese Lebensform steht für ein individuelles Gross- und Endlosprojekt: Im Zentrum steht der Versuch, die Welt zu verstehen. Das spricht gegen jedes reine Spezialistentum, es ist mehr als das, was man «Ausbildung»

nennt, und worauf heute offensichtlich sogar universitäre «Bildung» sich immer mehr selbst beschränkt.

Nora Schweizer: Bildung als Lebensform bedeutet für mich, dass man nie irgendwo ankommt, man befindet sich sozusagen immer in Bearbeitung, ohne ein Produkt zu werden. Es gibt zwei Möglichkeiten: wir können uns ein Leben lang nur bilden und immer noch nichts sein, oder uns irgendeinmal von einem anderen ausbilden lassen und ein bisschen etwas sein. Ausbildung verstehe ich als Konkretisierung dessen, was wir uns aus der Bildung als Grundlage nehmen können: So wie zum Beispiel graben zu ausgraben, so steht auch bilden zu ausbilden. Während das Erste unkonkret ist, bezieht sich das Zweite auf etwas Bestimmtes, ein Objekt, indem es dem Ersten einen Sinn gibt. Niemand gräbt und gräbt, ohne etwas unter der Erde zu erwarten oder sich zumindest zu erhoffen. Ausbildung ist nicht ein Verlust an Bildung, sondern validiert Letztere zusätzlich: Die Bildung soll neben dem Ansammeln von Wissen unser Urteilsvermögen und die kritische Auseinandersetzung mit anscheinenden Tatbeständen fördern. Die Ausbil-



Melanie Reber, Lukas Kronenberg

## 22\_ Vater/Tochter

dung besteht nun in der Anwendung dieser Fähigkeiten und bringt sie in einen Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Diese ist das Objekt. Was sollen wir mit einem Weltverständnis, wenn es realitätsfern ist? Wozu sollen wir graben, ohne schlussendlich etwas ausgraben zu wollen?

Herbert Schweizer: Es ist erstaunlich, wie schnell jetzt klar geworden ist, dass wir uns ziemlich einig sind – dabei habe ich

mich auf ein richtiges Streitgespräch gefreut. Was mich aber noch interessierte: Welchen Wert sprichst du dem zu, was euch in der Mittelschule unter «Bildung» wohl teilweise aufgedrängt wurde?

Nora Schweizer: Wenn ich jetzt so zurückblicke muss ich ehrlicherweise sagen, dass ich doch hier und dort etwas mitgenommen habe. Ich kann dieses Etwas nicht genau bestimmen, vielleicht ist es die Art und Weise, wie ich dem Sachverhalt in der Konfrontation mit einem neuen Thema begegne. Jedenfalls ist es nicht ein bewusster Akt und entspricht wohl in einem gewissen Grad sogar dem, was du als «Lebensform» bezeichnest. Wenn es jetzt am Ende so aussieht, als würde ich vollumfänglich mit dir übereinstimmen, würde das natürlich gegen eines meiner ersten Prinzipien verstossen. Für dieses Mal werde ich aber dennoch gelten lassen, dass wir uns irgendwo in der Mitte gefunden haben. Und dies nicht bloss deshalb, weil ich weiss, wie viel dir die Diskussion über Bildung am Herzen liegt und wie viel Energie du damit aufwendest, andere Menschen von ihrer Wichtigkeit zu überzeugen. Aber vor allem deshalb.



Sabina Albisser, Priska Mattmann



Es geschieht selten, dass man beim Lesen auf die Schrift selber achtet. Die Schrift ist lediglich die wenig beachtete Hülle der textlichen Kommunikation. Doch wie jedes Kleid verrät auch jede Schriftart einiges über den berühmten Zeitgeist.

Schriftgestalter oder Typografen, wie man sie in der Fachsprache nennt, arbeiten oft Jahre, bis sie einen eigenen Schriftsatz beieinander haben, und nur die wenigsten Schriften finden eine breite Anerkennung. Zu ihnen gehören in unserem Kulturkreis erstaunlicherweise viele Beispiele, die von Schweizer Typografen gezeichnet wurden. Diese prägten insbesondere in den 1950er Jahren einen eigenen Stil, der als «Schweizer Typografie» international bekannt wurde. Wichtige Kennzeichen sind die Verwendung der so genannten serifenlosen Schriften und ein geometrisches Rastersystem für die Planung der einzelnen zu bedruckenden Seiten.

Einer der renommiertesten Schriftgestalter ist der 1928 geborene Adrian Frutiger, der 1957 mit Univers erstmals eine einheitlich konzipierte Schriftenfamilie, bestehend aus 21 Schriftschnitten (kursiv, fett, extrafett usw.), präsentierte. Dies hatte für Grafiker

den enormen Vorteil, verschiedene Arten miteinander zu kombinieren, ohne den Stil zu ändern (was heute mit den ungeahnten Möglichkeiten des Computers leider zu oft vorkommt).

Als es vor einigen Jahren darum ging, für die Kanti Sursee eine neue Etikette zu ent-

## Und zum Schluss noch dies ...

*Univers, die Schrift der Kanti Sursee*

werfen, entschied sich die damit beauftragte Grafikerin Gabriela Kupferschmidt in Bezug auf die Grundschrift für die Univers von Adrian Frutiger. Lag die Univers lange Zeit noch gleich auf wie die im selben Jahr auf dem Markt erschienene Helvetica, zog sie definitiv 1972 auf und davon, als Otl Aicher für das Design der Olympiade in München sie als einzige Schrift zuließ.

Was macht die Univers so erfolgreich? Sicher entsprechen die serifenlosen Buchstaben – damit meint man Buchstaben, die ohne «Schnörkel» und Bälkchen an den Endungen auskommen – dem von der industriellen Kultur geprägten Alltag

*Fabrizio Brentini (Religionskunde und Ethik sowie Philosophie) freut sich, dass die Schrift, mit der er die Einblicke-Ausgaben und die Jahresberichte gestaltet, genauso alt geworden ist wie er selber, nämlich 50 Jahre.*

Kanti Sursee  
Kanti Sursee  
Kanti Sursee  
Kanti Sursee

*Der Schriftzug unserer Kanti in vier weltberühmten Schriften (Punktgrösse 36), die von Schweizer Typografen kreiert wurden. Es sind dies von oben nach unten:*

*Univers von Adrian Frutiger (1957), Helvetica von Max Miedinger (1957), Frutiger von Adrian Frutiger (1985) und Syntax von Hans Eduard Meyer (1968)*

besser als die Serifenschriften, die unter Umständen als ausschweifend empfunden werden können. Wie andere serifenlose Schriften auch eignet sich die Univers besonders gut für die Beschriftung von Tafeln, die aus grosser Distanz gelesen werden müssen. Man dürfte heute vermutlich kein öffentliches Beschriftungssystem mehr finden, das mit Serifenschriften arbeitet. Und in Broschüren mit häufig wechselnden Mustern vermag die Univers das

Gesamtbild zu beruhigen. Nicht einig ist man sich, ob die Univers sich auch für grosse, gleichmässig verteilte Textmengen eignet, also für dicke Romane.

Die Univers ist karg in der Zeichnung, verzichtet auf extravagante Rundungen, lässt ähnlich wie die Helvetica Kreis, Quadrat und Rechteck als Grundmodule erkennen. Gleichwohl ergeben die aneinander gereihten Buchstaben der Univers eine geschmeidigere Eleganz als die der Helvetica. Der direkte Vergleich zeigt die grössere Spannung zwischen den einzelnen Buchstaben und insbesondere eine nach rechts weisende Dynamik beispielsweise durch die Abschrägung des oberen Endes des Buchstaben «t».

Die 50-jährige Univers hat nichts von ihrer Faszination eingebüsst, und sie dürfte nach Aussagen von heutigen Typografen noch lange erfolgreich sein. Für Lehrpersonen gleichen Alters ist die Univers somit eine echte Herausforderung und selbstverständlich eine Verpflichtung, wenn Sie wissen, was ich meine ...

*Fabrizio Brentini*

## Agenda

**Donnerstag, 8. März 2007, 19.30 Uhr**

Wer wird Tausendär? Das Mathe- und Physik-Quiz für alle. Aula.

**Montag, 12. März 2007, 16.45 Uhr**

«Ich und Du» – Vernissage der Ausstellung von Schülerarbeiten.

**Dienstag, 20. März 2007, 19.30 Uhr**

Globale Herausforderungen. Vortrag von Andras Zumach. Aula.

**Freitag, 30. März 2007, 20 Uhr**

Thomas Hürlimann, Vierzig Rosen. Öffentliche Lesung. Aula.

**Freitag, 30. März 2007**

Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Night. Kulturwerk 118.

**Donnerstag, 26. April 2007, 19.30 Uhr**

Ötzi und Musik. Konzert und Referat, Aula.

**Freitag, 4. Mai 2007, 19 Uhr**

**Samstag, 5. Mai 2007, 19 Uhr**

Celtic Night. Keltisches Konzert mit KantiChor und Gästen.

**Freitag, 11. Mai 2007, 18 Uhr**

NGL-Award 2007. Prämierung der besten naturwissenschaftlichen Maturaarbeiten des Kantons Luzern. Aula.

**Samstag, 12. Mai 2007, 20 Uhr**

Französische Impressionen. Kammerkonzert der Instrumentallehrpersonen. Aula.

**Freitag, 15. Juni 2007, ab 17 Uhr**

Tierisches Nachtleben an der Kanti. Beobachtung nachtaktiver Tiere unter fachkundiger Leitung.

**Freitag, 15. Juni 2007, 19 Uhr**

**Samstag, 16. Juni 2007, 19 Uhr**

**Sonntag, 17. Juni 2007, 17 Uhr**

Romulus der Grosse von Friedrich Dürrenmatt. Aufführung des Kanti-Theaters unter der Regie von Dieter Ockenfels. Aula.

**Donnerstag, 21. Juni 2007, 19 Uhr**

Serenade der Sologesangsschüler und -schülerinnen. Aula.

**Mittwoch, 27. Juni 2007, 20 Uhr**

Vorspiel der Musikmaturandinnen und -maturanden des Kantons Luzern. Mariani-scher Saal, Bahnhofstrasse 18 in Luzern.

**Kantonsschule Sursee**

Gymnasium  
Fachmittelschule

Moosgasse 11

6210 Sursee

Telefon 041 926 60 30

Fax 041 926 60 40

sekretariat.kss@edulu.ch

www.kssursee.ch